
REST IN PEACE
40
DIE R.I.P.-PARTY
Rose Daniel
ROMAN

Rose Daniel



DIE R.I.P.-PARTY

Copyright © 2026 by



RoseRed Verlag
Web: www.rosered-verlag.de

Originalausgabe
1. Auflage, November 2026

Text: Rose Daniel
Lektorat & Korrektorat: Heidrun Launicke
Layout, Satz: Sarah Scherber
Umschlag, Illustration: Ani Kostandyan

Details zur Produktsicherheit:
Verantwortlich für dieses Produkt
ist der in der EU ansässige Wirtschaftsakteur:
RoseRed Verlag
Breite Str. 49
50170 Kerpen
E-Mail: info@rosered-verlag.de

ISBN: 978-3-910729-29-2

Alle Rechte vorbehalten.

Für alle, die noch vierzig werden,
alle, die es genau jetzt sind,
und alle, die es einmal waren



Das Prämortal-Syndrom

»Wer leben will, muss sterben können«

Das ist der Leitsatz meiner heutigen Therapiesitzung. Jede Woche steht ein anderes Zitat auf dem Whiteboard der stilvoll eingerichteten Praxis von Doktor Johansson. Und genauso gepflegt wie dieses Zimmer sieht auch mein Psychotherapeut mal wieder aus. Im Gegensatz zu mir, ist er an diesem Vormittag bei bester Laune. Kein Wunder bei dem schönen Frühlingswetter. Nur leider können die heiter herumfliegenden Schmetterlinge da draußen keine Glücksgefühle in mir wecken. Es heißt, sie leben nur einen einzigen Tag, wenn sie sich von einer Raupe in einen Falter, ihre Endform, verwandeln. Wenn das stimmt, ist ihr Schicksal ganz schön traurig. Die kurze Lebensspanne hätte ich dann zumindest mit ihnen gemeinsam, auch wenn ich mich in gar nichts mehr verwandeln werde.

Es ist nämlich so: In genau einer Woche steht mein vierzigster Geburtstag an, und es graut mir jetzt schon davor. Aber nicht aus dem Grund, weil ich wieder um ein Jahr älter werde, sondern weil der erste April mein Geburtstag und mein Todestag zugleich sein wird.

Nein, das ist kein verfrühter Aprilscherz. Es ist eine bittere Tatsache. Ich komme meinem letzten Tag auf Erden Stunde um Stunde näher wie der weiße Schmetterling am Fenster.

»Sie wirken gerade ziemlich bedrückt auf mich«, sagt Doc Johansson und zieht jetzt selbst ein trauriges Gesicht, um seine

Stimmung meiner anzupassen. Sein Blick verrät mir: Sie wissen doch schon so lange, wann Sie diese Welt verlassen, nicht?

Stimmt! Das weiß ich schon, seit ich denken kann. Na ja, die Kindergartenzeit mal ausgenommen. Da konnte ich zwar schon denken, wurde aber nicht aufgeklärt. Ich erfuhr es erst im zarten Alter von fünf Jahren durch meine Spielkameradin Mandy, die es wiederum am Sterbebett ihrer Mutter Sandy erfuhr, die — wie sollte es anders sein — im Alter von vierzig Jahren friedlich verstarb.

Mit diesem Schicksal sind Sandy und ich jedoch nicht allein. Wir sind auch nicht einige der wenigen, nicht einmal einige von vielen. Nein, wir sind zwei von allen.

»Sorgen Sie sich um Ihr bevorstehendes Ende?«, fragt er, weil ich schweige.

Ich nicke, den Kopf noch immer gesenkt.

»Erinnern Sie sich an unser Gespräch vor drei Wochen?«

»Dieses Ende trifft alle Vierzigjährigen, ganz gleich, ob arm oder reich, gesund oder krank, schlau oder strohdumm«, zitiere ich nun mich selbst aus einer vorherigen Sitzung.

»Ganz genau! Vielleicht sollten Sie es daher mit etwas Distanz betrachten.« Doc Johansson setzt seine Brille gerade, die wie ich vermute, nur seinem Styling dient, statt einer Sehschwäche. »Diese Regelung macht vor nichts und niemanden eine Ausnahme. Nicht einmal vor unserer Präsidentin. Das hilft meist es weniger persönlich zu nehmen.«

Ich schnaufe. Der hat auch gut reden, schließlich ist er erst dreißig.

Klar, jeder Bürger der Welt stirbt an seinem vierzigsten Geburtstag. Ich bin da keine Ausnahme. Dafür sorgt das Implantat in unserem Herzen, das zum augenblicklichen Herzstillstand führt — kurz und schmerzlos. Zur exakten Uhrzeit, zu der wir geboren wurden. Das heißt, man stirbt mit vierzig, wenn einem keine Krankheit, kein Unfall oder Mord durch andere in die Quere kommt. So weiß jeder spätestens durch die Gerüchte in der Schule, dass einem nur vierzig Jahre Lebenszeit zustehen. Nur leider tröstet mich das herzlich wenig. Geteiltes Leid ist KEIN halbes Leid. Wer hat sich bloß diese dämliche Weisheit ausgedacht?

Ich schnaufe erneut, um meinen Unmut auszudrücken. »Das ist aber die Hälfte des Durchschnittsalters eines früheren Bürgers.

Das ist einfach so ungerecht!« Zumindest heißt es, dass die Menschen früher achtzig Jahre und älter wurden. Manche haben es sogar bis über hundert geschafft. Man stelle sich das bloß einmal vor. Mein Leben mal zwei. Denn in Zeiten als die Welt noch nicht überbevölkert war, entschied Gott oder der Schicksalsengel, wann es mit einem zu Ende ging. Jetzt tut es die Regierung, ob es einem gefällt oder nicht. Also kann man sich entweder mit dem Gedanken anfreunden, mit vierzig dem Leben Lebewohl zu sagen, oder man tut es nicht und quält sich mit dem Prämortal-Syndrom ab. Ein neues Modewort in diesem Jahrhundert. Also neu im neuen Jahrhundert.

Ich, Chanell mit der Glücksnummer fünf, — dazu komme ich später — habe mich für die zweite Variante entschieden. Besser gesagt, entschied das Prämortal-Syndrom an meiner Stelle. Genau deshalb sitze ich heute hier.

»Würden Sie wirklich gerne doppelt so alt werden?« Doc Johansson deutet hinter sich auf das Foto einer alten Frau, das über seinem Schreibtisch hängt.

Unzählige Falten gehen ihr tief in die graue Haut. Ihre runzelige Stirn weist lange und kurze Linien auf, um ihre traurigmüden Augen sind dunkle Ringe zu erkennen. Die Mundwinkel sind betrübt nach unten geneigt. Oder sind auch das wieder ihre Altersfalten? Sie sieht mich jedenfalls mit so einem schmerzerfüllten Blick an, als wolle sie mir zuflüstern: »Du willst nicht so enden wie ich.«

»Glauben Sie mir, Chanell, das wäre kein erstrebenswerter Zustand. Ein langes Leben bedeutete damals auch Schmerzen am ganzen Körper, Organe, die eins nach dem anderen versagten. Allerlei Krankheiten, die kamen und nicht mehr gingen, stetiger Verlust von Gedächtnis, Kraft und Vitalität. Jeder Tag eine erneute Qual. Der natürliche Tod die reinste Tortur.«

Mein Blick verharrt weiterhin auf der alten Dame. Ich sehe ihr das Leid der vierzig Extrajahre auf dem Lebenskonto regelrecht an. Und auch der alte Herr gleich daneben auf dem Foto, sieht um kein Stück glücklicher aus. Wahrscheinlich dient er als Äquivalent für die männlichen Patienten, damit sie sich durch ihn mit einer älteren Version von sich selbst identifizieren können.

Soll mich das etwa trösten, weil ich nicht so leidvoll enden werde? Leider Ziel verfehlt! Nach diesem Vergleich fühle ich mich

um null Komma null Prozent besser. Ich meine, warum nicht sechzig oder zumindest fünfzig Jahre? Dann würde ich auch gar nicht hier sitzen. Resigniert lasse ich den Kopf wieder hängen.

Bei mir hat die Todesangst schon vor fünf Jahren begonnen und nicht erst seit einem Jahr wie bei den meisten, die ihrem Ende näherkommen. Somit ist es bereits chronisch. Mit dreißig fühlte sich mein Tod noch relativ weit weg an. Erst als ich mein fünfunddreißigstes Lebensjahr erreichte, begriff mein Gehirn langsam, dass mir nicht mehr viel Zeit blieb, und das krankhafte Syndrom machte sich langsam wie ein ekliges Geschwür in meinem Kopf breit. Seitdem hat es sich in meinem Hirn bequem gemacht und lässt mich erbarmungslos wissen, dass es nur noch eine Frage von Jahren, von Monaten, von Wochen und mittlerweile von Tagen ist. Eine tickende Bombe, die nur darauf wartet zu explodieren.

Mein Psychotherapeut John Johansson verdient sich dumm und dämlich an mir. Psychologie hätte ich studieren sollen, was ich leider viel zu spät verstanden habe. Dann wäre ich jetzt steinreich, bei dem vollen Terminkalender, den die Psychotherapeuten bei allen Prämortal-Patienten heutzutage haben. Aber gut, das würde mir jetzt auch nicht helfen, meinem bevorstehenden Schicksal zu entrinnen.

Die ruhige Stimme von Johansson reißt mich aus meinen Gedanken. »Sie hatten vierzig Jahre Zeit, um sich auf diesen Tag vorzubereiten. Vielleicht ist jetzt der Moment gekommen, um es zu akzeptieren«, wiederholt er seinen Standpunkt. »Lassen Sie uns gerne noch einmal auf Ihr Leben zurückblicken. Auf all die kleinen und großen Meilensteine, die Sie in vierzig Jahren erreicht haben. Das hilft oft, die aktuelle Situation zu akzeptieren.«

Welche Meilensteine?

Wie zur Veranschaulichung, was er genau von mir möchte, holt er einen Stapel Karten aus der obersten Schublade seines Schreibtisches heraus. Ich beobachte ihn von meinem Sessel aus. Das letzte Mal, als er Karten zu Rate gezogen hat, waren es Achtsamkeitskarten: *Achte auf deine Atmung. Höre die Vöglein um dich herum. Spüre den Boden unter deinen Füßen. Kaue jeden Bissen bedacht.* Ich hoffe, dass er mich diesmal mit solchen Sprüchen verschont. Dafür habe ich nun wirklich keine Zeit und erst recht keinen Nerv.

Als er sich mit den Karten wieder vor mich setzt, atme ich erleichtert auf. Diese hier sind viel größer und haben auf der Rückseite Bilder.

»Haben Sie bereits solche Meilensteinkarten verwendet?« Er hält mir den Stapel hin.

Ich nehme ihn an mich und betrachte die Karten nacheinander. Jetzt macht es langsam klick. Früher hat man solche Meilensteinkarten vor allem für Babys verwendet. Erster Brei, erster Zahn, erste Schritte, erstes Wort und viele weitere erste Male. Mittlerweile sind die Karten aber vor allem bei uns Erwachsenen beliebt, weil gerade kurz vor dem Ende die persönlichen Erfolge gefeiert werden wollen. Für solche Dinge war ich schon immer zu faul, weshalb ich mich diesem Trend entzogen habe. Aber wie es so schön heißt, gibt es immer ein erstes Mal, und seit Neuestem liebe ich erste Male.

»Sie müssen keine Chronologie beachten, nehmen Sie einfach eine Karte und sagen Sie, was Ihnen dazu einfällt, natürlich nur, wenn Sie möchten.«

Die erste Karte in meiner Hand zeigt zwei ineinander verschlungene Herzen. Die Kategorie ist mir sofort klar. Auf der Rückseite steht nur ein Oberbegriff: Liebe. Sofort schwirren mehrere Erinnerungsfetzen durch meinen Kopf: mein erster Schwarm, mein erster Kuss, meine erste Beziehung, mein erster Sex, meine erste Trennung, mein erster Liebeskummer.

Schnell lege ich die Karte beiseite, weil sie sich brennend heiß anfühlt. Denn jede Assoziation, die ich mit dem Wort ›Liebe‹ habe, beginnt auch mit dem Buchstaben L. Das L, das für all meine vergangene Freude und zugleich meinen vergangenen Schmerz steht. Das verbotene, verdammte, verfluchte L, mit dem ein ganz bestimmter Name beginnt.

Ich spüre Doc Johanssons Blick auf mir, als ich meinen Kopf schüttle, um die Erinnerungen zu verdrängen.

»All meine Beziehungen waren nur von kurzer Dauer, also kaum erwähnenswert«, behaupte ich, um kein neues Fass mit dem eingravierten L darauf, stellvertretend für Liebe und Leid, so kurz vor meinem Abgang aufzumachen.

Auf der nächsten Karte sind viele Geldscheine abgebildet. Hier geht es ganz klar um mein Berufsleben. Aber so wirklich inspirieren tut mich diese auch nicht.

»Erinnern Sie sich noch an Ihren allerersten Job?«, hilft mir mein Psychodoc auf die Sprünge.

Klar tue ich das, es war immerhin auch mein letzter.

»Ich arbeite schon seit knapp zwanzig Jahren in der Werbebranche. Hab nur hin und wieder mal die Abteilung gewechselt. Besser gesagt war das noch bis letzten Monat der Fall.«

»Wow, das muss man erst einmal schaffen. Die meisten meiner Patienten wechseln ihren Job alle paar Jahre. Respekt!«

Leider kann ich sein Lob nicht annehmen, da ich eigentlich nur aus Faulheit all die Jahre im selben Unternehmen geblieben bin. Mein Zufriedenheitslevel sank um jedes Jahr eine Stufe tiefer in den Keller. Auf der Erfolgsleiter bin ich hingegen keine einzige Stufe hochgeklettert. Mir hat stets die Motivation gefehlt, um nach einem anderen Job zu suchen, in dem ich mich hätte weiterentwickeln können. Ich bin nun mal ein Gewohnheitstier, gepaart mit einem Bequemlichkeitsmenschen.

Die Karte mit dem Koffer auf der Rückseite steht für die Reisen, die ich in meinem Leben gemacht habe. Die kann ich an einer Hand abzählen. Zu der Karte mit dem Haus darauf fallen mir hingegen nur zwei Dinge ein. Meine Uni-WG und meine jetzige Wohnung.

Es folgen noch einige weitere Karten in der Oberkategorie ›Hobbys und Talente‹, auf denen von Musik, Häkeln, Stricken, Fotografie und Kunst bis hin zu verschiedenen Sportarten alle möglichen Freizeitbeschäftigungen aufgelistet sind. Da ich nie großartig welche ausgeübt habe — weder Hobbys noch Talente —, kommen auch keine wirklichen Erinnerungen zum Vorschein, erst recht keine, die ich als Meilensteine betiteln würde.

Dann bleibt nur noch eine Karte übrig. Auf dieser sind mehrere Hände abgebildet, die übereinandergelegt sind. Ich drehe sie um. ›Persönliche Beziehungen‹ steht dort in verschnörkelter Schrift. Darunter sind Familie und Freunde aufgelistet. Zwei unzertrennliche Begriffe, denn die Freunde lösen ziemlich schnell die Familie ab und werden dadurch zu einer Art Ersatzfamilie.

Ich spüre eine aufkommende Sehnsucht in mir. Ein Schwall an Erinnerungen kehrt auf einen Schlag zurück. Im Sekundentakt wechseln die Gesichter und Stimmen in meinem Kopf. Tränen steigen mir in die Augen. So viele Freunde habe ich in so kurzer Zeit verloren.

»Wie fühlen Sie sich gerade, Chanell?«

Ich schlucke den Kloß in meinem Hals herunter. »In diesen vierzig Jahren, minus acht Tage, habe ich schon viele Tode miterlebt. Bei meinen Eltern angefangen, bei meinen Freunden aufgehört. Erst vor wenigen Wochen hab ich meiner besten Freundin Sarah die letzte Ehre erwiesen, indem ich auf ihren Wunsch hin nach Las Vegas gereist bin, um an ihrem Todestag bei ihr zu sein.«

Das war Sarahs letzter Wunsch gewesen: Noch einmal mit ihren Besties in Vegas die Sau rauslassen. Und genau das haben wir getan. Wo andere Junggesellenabschiede feiern, feiern die Vierzigjährigen in spe ihre Lebensabschiede mit den Menschen, die ihnen am wichtigsten sind. Zumindest mit denen von ihnen, die noch am Leben sind.

»Erzählen Sie gerne mehr dazu«, fordert mich Doc Johansson auf.

Mir ist aber nicht danach, die alten Wunden wieder aufzureißen.

»Leider sind in meinem Fall nicht mehr viele meiner persönlichen Beziehungen übrig, um nicht zu sagen niemand.« Zumindest niemand, der mir wichtig genug wäre, um meine letzten Stunden gemeinsam mit ihm zu verbringen. Mit Ausnahme von Rachel natürlich, aber die liegt seit vorgestern im Krankenhaus, und da möchte ich wirklich nicht meine letzte Lebenswoche verbringen, was sicherlich nachvollziehbar ist.

Wenn man sein Verfallsdatum schon kennt, macht man sich früher oder später Gedanken darüber, wie man sein Ende gestalten möchte. Wenigstens diese kreative Freiheit ist jedem selbst überlassen.

»Haben Sie denn schon entschieden, wie Ihr Abschied aussehen soll?«

»Ich gebe eine Party.« Mehr sage ich nicht, immerhin ist seine Frage viel zu allgemein gestellt.

Nach langer Überlegung habe ich mich gegen ein einsames Dahinscheiden entschieden, wie mein Kumpel Mike, der sich mit seinen aufgehobenen Urlaubstagen ein Ticket für die Malediven besorgt hat. Natürlich musste er zuvor mit dem Bestattungsunternehmen klären, wie man seinen Leichnam von den Malediven hinterher wieder nach Hause befördern konnte.

Um den Prozess nicht unnötig kompliziert zu machen, hat sich Mike dazu entschieden, seinen Körper nach seinem Tod auf der Hauptinsel einäschern zu lassen und seine Überreste im Meer zu verstreuen. So gibt es zwar keine Grabstätte für ihn, aber was zählt, ist doch ohnehin, ob die Menschen sich noch an dich erinnern oder nicht. Sonst hilft auch kein Grab.

»Lieber schwimme ich in Freiheit mit den Wellen, als dass meine Grabstätte verwahrlost.« Das hat er mir vor seiner Reise mitgeteilt. Zu gerne wäre ich mit ihm auf die Malediven geflogen, aber der Ausflug nach Vegas hatte mich schon einige Urlaubstage gekostet. Da in den vergangenen Wintermonaten bereits viele Tode anstanden — so ist das, wenn man gleicher Jahrgang ist — musste ich abwägen, an welcher Abschiedsfeier ich teilnehmen konnte und wollte. Zu meinem Pech bin ich die Jüngste in meinem Freundeskreis. Besser gesagt war ich das, denn außer mir ist ja niemand von meinen Freunden mehr übrig. Kleiner Tipp am Rande: Man suche sich lieber jüngere Freunde aus.

Da ich jedenfalls kaum mehr Leute habe, die mir nahestehen — meine Familienangehörigen sind mit Ausnahme von Rachel schon alle verstorben — stehe ich beinahe allein da. Über meinen mittlerweile nicht vorhandenen Freundeskreis weiß Doc Johansson längst Bescheid. Dazu habe ich ihm schon viele Male die Ohren vollgejammert.

Geschwister habe ich leider keine. Das war meinen Eltern zu viel Stress. Sie hatten mich ohnehin viel zu spät bekommen, sodass ich gerade mal ein Jahr in die Schule ging, als beide kurz nacheinander mit vierzig dahinschwanden. Vermutlich war ich eine Spontanentscheidung eines verfrühten Prämortal-Syndroms gewesen, wie das sehr oft bei Ü30-Jährigen der Fall ist.

Noch eine ganze Weile starre ich auf das Bild mit den aufeinandergelegten Händen und wünsche mir insgeheim, dass auch ich noch einmal die Hände meiner Eltern halten könnte.

Mein Psychodoc räuspert sich, womit er mich wieder zurück in die Gegenwart holt.

»Wie viele andere meiner Generation bin ich zum Teil im Heim aufgewachsen«, erzähle ich, weil er offensichtlich darauf wartet.

»Ja, die Kinderheime sind mittlerweile zu einem echten Problem geworden«, murmelt er vor sich hin. »Das hat die Regierung

schlecht organisiert.« Er richtet wieder seine Dekobrille gerade. »Und Sie hatten nie den Wunsch nach einer eigenen Familie?«, fragt er mich etwas vorsichtig. Das Thema kam bislang in keinem unserer Termine zur Sprache.

Ich zucke mit den Achseln. Zwar hatte ich in meinen jungen Jahren nie einen Kinderwunsch gehabt, aber eine Sterilisation kam trotzdem nicht infrage. Das war mir zu radikal. Ich wollte meine Optionen offenhalten, für den Fall, dass ich es mir anders überlegte.

»Mit dreißig hab ich darüber nachgedacht, ein Kind zu bekommen. Zu dem Zeitpunkt war es mein damaliger Freund Dave, der noch mit dem Nachwuchs warten wollte«, erzähle ich. … bevor er mich mit Mitte dreißig verließ, um sich ein letztes Mal neu zu verlieben, führe ich den Satz in Gedanken zu Ende.

»Ich will nochmal wissen, wie es ist, Schmetterlinge im Bauch zu haben, bevor ich abkratze«, hat er ganz sachlich als Trennungsgrund genannt. »Das verstehst du doch sicherlich, Schatz!«

Klar, dafür hatte Schatz natürlich volles Verständnis. Bei Dave hatte zwar nicht das Prämortal-Syndrom zugeschlagen, aber dafür die verfrühte Midlife-Crisis.

Noch immer frage ich mich regelmäßig, ob mich ein Kind vielleicht glücklicher gemacht hätte. Zweifel gehören nämlich zu mir wie Parmesan zu Pasta. Egal wie oft ich mir auch vornehme, auf die Soße zu verzichten, am Parmesan spare ich nie.

»Und was war dann?«

»Wir haben uns getrennt. Als ich mit sechsunddreißig emotional wieder offen für eine neue Beziehung war, musste ich schnell feststellen, dass meine Chancen auf dem Dating-Markt gleich null waren.« Damals ahnte ich auch noch nicht, wie schlimm es erst mit neununddreißig werden würde. Denn tatsächlich kann man von null auch in den Minusbereich geraten. Niemand will sich in eine Frau mit baldigem Verfallsdatum verlieben.

»Dafür habe ich aktuell aber genug Anwärter für eine schnelle Nummer«, sage ich scherzhaft, um die Unterhaltung aufzulockern. Und es stimmt sogar. Es gibt unglaublich viele Männer, die aus irgendeinem Grund annehmen, dass sich Frauen meines Alters aus Verzweiflung auf jeden Flirt einlassen. Aber da haben sie sich bei mir verrechnet. Denn ich habe mich freiwillig für ein enthaltsames Singledasein ohne Beziehungsprobleme

entschieden. Okay, ›freiwillig‹ in Anbetracht meiner nicht vorhandenen Optionen. Aber mal ehrlich, wer braucht schon Liebeskummer gepaart mit Herzschmerz und Dramen kurz vor seinem Ende? Und hey, wenigstens kann ich im Angesicht des Todes sagen, dass ich zu dem Durchschnitt der amerikanischen Bürger zähle, die zwar ohne Ehering, dafür aber auch ohne Rosenkrieg verstorben sind. Ich hatte nur 365 Tage Liebeskummer gepaart mit Trennungsschmerz. Okay, 356 Tage, um genau zu sein. Aber meine Glückszahl Fünf ist mir treu geblieben.

Ich reiche Doc Johansson seinen Kartenstapel zurück. Plötzlich wird mir bewusst, dass ich soeben die ›Höhepunkte‹ meines Lebens aufgezählt habe, was mich nun in einen Tiefpunkt versetzt. Habe ich wirklich so ein langweiliges, durchschnittliches Leben gelebt? Ich fühle mich so unbedeutend wie eh und je.

Doc Johansson scheint etwas zu bemerken, denn er legt mir tröstend eine Hand auf die Schulter, was er bisher noch nie getan hat. Ich muss einen ganz schön mitleiderregenden Eindruck machen, wenn er die kein-körperlicher-Kontakt-Regel zwischen Therapeuten und Patientin bricht.

»Genießen Sie jeden Tag, als wäre es Ihr letzter, liebe Chanell!«

Ich nicke ihm mit einem aufgesetzten Lächeln zu, während ich seine Hand schüttle. So ein nutzloser Ratschlag zum Abschluss. Es ist die letzte Sitzung in meinem Leben gewesen. Das beschließe ich beim Verlassen der Praxis. Jetzt können mir die nutzlosen Ratschläge meines Psychotherapeuten noch weniger helfen als sonst. Außerdem habe ich für Therapiestunden ohnehin keine Zeit mehr, bei meiner langen To-do-Liste. Mir bleibt also nichts anderes übrig, als mich meinem feststehenden Schicksal zu ergeben und das Beste daraus zu machen. Es gibt noch viel zu tun und viel zu wenig Zeit. Denn ab morgen beginnt meine Death-Week.



Die Happy-End-Planerin

»Wie schön, Sie kennenzulernen, Chanell«, begrüßt mich meine ganz persönliche Happy-End-Planerin. Diese Berufsbezeichnung gibt es erst seit dreißig Jahren, nachdem es zur ›Mode‹ geworden ist, seinen Abschied groß zu feiern.

Die sogenannte ›Rest-In-Peace-Party‹, oder einfach nur der R.I.P.-Day, findet bei immer mehr Vierzigjährigen Beliebtheit. Meine Tante Roswitha war damals schon eine Vorreiterin, was jegliche Art von Modetrend anbelangte. Ihre R.I.P.-Party war auch die erste, an der ich jemals teilgenommen habe. Und ich kann mich noch genau daran erinnern, wie fasziniert mein fünfzehnjähriges Ich von all dem war.

Jetzt, wo ich selbst in dem Alter bin, sehe ich das aus einer pragmatischeren Perspektive. Klar, so eine Party bietet Trost für die eigene Seele, wenn man noch einmal zum Abschluss von allen gefeiert wird. Ist ja schließlich ein runder Geburtstag und der letzte obendrein.

Das Ganze hat aber auch praktische Gründe, denn so muss man sich nicht mit jedem einzeln verabreden, um der Höflichkeit Genüge zu tun und persönlich Abschied zu nehmen. Eine große Fete, zu der alle eingeladen werden und das ›Schade euch zu verlassen‹-Problem ist gelöst. Außerdem erspart man sich so die langen Beileidsbekundungen. Ein einfaches ›R.I.P.‹ zur Begrüßung des Gastgebers beim Eintreffen auf der Party reicht aus. Auf das frustrierende »Mein herzlichstes Beileid, liebe Chanell« kann ich nun wirklich verzichten.

»Also erst einmal, mein herzlichstes Beileid, liebe Chanell«, sagt meine Happy-End-Planerin, kurz HEP genannt, um ihrer Pflicht nachzukommen.

Auf ihre Beileidsbekundung reagiere ich mit einem gequälten Lächeln, wie es sich für eine höfliche Auftraggeberin gehört.

»Vielen Dank, dass Sie so kurzfristig noch Zeit für mich gefunden haben.«

Ich habe echtes Glück, dass ich noch eine HEP auftreiben konnte. Die meisten sind Monate im Voraus ausgebucht. Und wäre ihr nicht ein Kunde kurz vor seiner großen Abschiedsparty verunglückt, säße ich jetzt auch ohne HEP da. Des einen Leid ist des anderen Freud. Ich weiß, es klingt ein bisschen gemein, aber ohne eine Planerin könnte ich die Party knicken. Ich bin zwar gut darin, Werbung zu planen, immerhin habe ich fast zwanzig Jahre Erfahrung damit, aber mir fehlen sämtliche Kontakte einer Eventmanagerin.

»Es ist tatsächlich etwas kurzfristig, aber seien Sie unbesorgt, ich werde dafür sorgen, dass Sie trotz des Zeitdrucks das allerschönste Ende haben, das man sich als Happy End nur wünschen kann.« Die HEP lächelt breit und das sieht alles andere als gekünstelt aus. Kein Wunder auch, wo mein Tod ihre Einnahmequelle ist, und eine gute noch dazu. Aber okay, sie tut nur, wofür sie bezahlt wird, und zwar von mir freiwillig.

Tatsächlich habe ich ziemlich lange darüber nachgedacht, welches Ende ich für mein Leben haben will. Zumindest diesen Vorteil hat das Todesimplantat in meinem Herzen. Wo früher noch die Haupttodesursache Alter oder Krankheit war, fühle ich mich so kurz vor meinem Dahinscheiden gesund und vital wie nie zuvor. Ich werde also nicht mit Schmerzen als gebrechliche alte Frau im Sterbebett liegen, wie die ältere Dame auf dem Bild im Büro meines Psychodocs. Nein, ich kann die letzten Stunden meines Lebens noch einmal richtig genießen. Mit Tabledance und allem, was das Herz sich wünscht. Irgendwo hat Doc Johansson, der Klugscheißer, sogar recht. Ich hatte vierzig Jahre Zeit, um mich auf mein Ende vorzubereiten. Für manch andere Menschen kommt der Tod völlig unerwartet, beispielsweise durch einen Unfall wie bei meinem Vorgänger. Dann kann man nicht einmal darüber jammern, dass man dies oder das in seinem Leben versäumt hat. Also sind meine Probleme Luxusprobleme.

Ich habe sogar einen Last-Year-Kalender und eine Last-Minute-Bucketlist für all die Dinge besorgt, die ich noch vor meinem 40. Geburtstag tun möchte. Nur leider hat mein Prämortal-Syndrom mich bislang davon abgehalten, meine guten Vorsätze auch umzusetzen. Weshalb sich da einiges an To-dos angestaut hat.

Die R.I.P.-Party, die ich jetzt zu veranstalten gedenke, steht jedenfalls weder in meinem Kalender noch auf meiner Bucketlist. Sie ist letztendlich eine lang überlegte Spontanentscheidung nach vielen ›Auf-keinen-Fall‹ und ›Warum-eigentlich-Nicht‹. Mein eigentlicher Plan war es, mit Rachel noch einmal die Straßen Kaliforniens unsicher zu machen. Dafür hatte sie sich extra die Woche meiner Death-Week freigenommen. Wir hatten kein wirkliches Ziel und auch keine Zwischenstopps eingeplant.

»Wir fahren einfach los, halten an, wo es uns gefällt und sehen, wo wir am Ende ankommen«, war mein Vorschlag gewesen, und Rachel fand ihn super. Zwar hätte sie die Rückfahrt ohne mich antreten müssen, da sie bei aller Liebe keine tote Cousine im Kofferraum haben wollte, aber dafür würde sie mit einem Koffer voller Erinnerungen zurückkehren. Wir hatten uns so auf das gemeinsame Abenteuer gefreut. Als sich dann ihr Blinddarm plötzlich entzündet hat, hatte sich der coole Roadtrip für uns beide ausgeträumt.

Jetzt sitze ich mit meiner überaus motivierten HEP Melanie in diesem netten Café mit Cityview, um meine ›Goodbye-Party‹, wie ich das Event lieber bezeichne, zu planen. Und ja, ihre Motivation färbt irgendwie auf mich ab.

»Bevor wir auf all Ihre Wünsche zu sprechen kommen, sollten wir uns erst einmal über das vorhandene Budget unterhalten«, spricht Melanie mit ihrem gekonnten Lächeln den wichtigsten Punkt an, den ich zu vermeiden versuche.

Über das Budget habe ich mir natürlich schon Gedanken gemacht. Zwar habe ich noch einiges an Ersparnissen, da ich das Geld immer für etwas Besonderes aufheben wollte, aber mein Bankkonto für die R.I.P.-Party leerräumen, will ich nicht. Es gibt da noch eine Handvoll Menschen, denen ich einen Teil meines baldigen Erbes überlassen möchte. Cloeys Sohn Jess beispielsweise steht an erster Stelle. Er hat es ohnehin schon schwer, weil er sich als Spätgeborener kaum mehr an seine Mutter erinnern wird, wenn er als Volljähriger aus dem Heim rauskommt. Rachel

kommt an zweiter Stelle. Was ich in meinem Leben an Schönem versäumt habe, soll sie an meiner Stelle mit meinem Geld nachholen, da unsere gemeinsame Reise nun ins Wasser fällt.

Dann ist da noch meine Nachbarin Bernadette, die sich um die kranken Straßenhunde kümmert, als seien sie ihre Kinder. Außerdem ist sie voll auf dem Ökotrip und hat ihren Balkon mit lauter Topfpflanzen zugestellt, mit denen sie sogar täglich spricht, damit sie sich ›geliebt‹ fühlen. Ihr will ich unbedingt eine Summe X als Unterstützung für ihren Einsatz hinterlassen. Nicht zuletzt deshalb, weil ich selbst nie etwas für einen wohltätigen Zweck getan habe. Keine ehrenamtliche Tätigkeit in diesen vierzig Jahren und ich kann auch keine wirklich große Spende verzeichnen. Ich weiß, Schande über mich. Wenigstens nach meinem Tod will ich diese Lücke in meinem Lebenslauf gefüllt haben.

An den Ausgaben für die Party sparen, will ich aber auch nicht, denn das würde sonst keinen guten letzten Eindruck von mir hinterlassen. Leider ist der letzte Eindruck ziemlich entscheidend für das Image. Wie oft habe ich schon selbst erlebt, wie nach dem Abtreten meiner Bekannten darüber gelästert wurde, wie geizig der- oder diejenige war, weil er oder sie an dem Buffet, der Dekoration und dem ganzen Schnickschnack gespart hat.

»Weißt du noch, wie trocken die Rippchen auf Josies R.I.P.-Party waren?«, heißt es dann.

»Ja, aber nichts im Vergleich zu Louis' mickriger Buffetauswahl. Es gab noch nicht einmal Fingerfood als Vorspeise.«

»Also entweder eine richtige R.I.P.-Party oder gar keine, wenn man es sich nicht leisten kann.«

»Oder nicht leisten will!«

So oder so ähnlich klingt dann der Klatsch und Tratsch in den darauffolgenden Wochen.

Die Leute finden immer einen Grund, um über die Toten herzuziehen. Wer sich gegen eine R.I.P.-Party entscheidet, ist nicht nur ein Geizhals, sondern auch ein totaler Egoist. In diese Schublade wurde beispielsweise mein Freund Mike gesteckt, da er sich dazu entschieden hat, seinen Abschied ganz allein zu verbringen und sein übrig gebliebenes Geld in einer Woche auszugeben. Ganz für sich allein. Keinen einzigen Cent hat er an irgendwen vererbt oder wenigstens zu Lebzeiten gespendet. Ich trage ihm

das nicht nach, denn es ist doch sein gutes Recht gewesen, mit seinem Geld zu machen, was er wollte. Und Mike kann es jetzt, wo auch immer er ist, herzlich scheißegal sein, was über ihn in seinem Bekanntenkreis gesagt wird. Er wird eh nur interessant sein, bis es den nächsten geizigen Toten auf der Liste gibt. Vielleicht bin ich das dann.

Ich habe mich aber nicht aus Sentimentalität für die R.I.P.-Party entschieden, weil mir etwa so viel an den Gästen liegt, von denen ich mich verabschieden muss. Die Betonung liegt auf MUSS. In Wahrheit gibt es keinen Einzigen auf meiner langen Gästeliste, der mir wirklich wichtig ist. Rachel kann nicht kommen, da sie für mindestens noch eine Woche im Krankenhaus bleiben muss, und Tommy, der Hund meines Vermieters, wird leider auch nicht kommen können, da ich sein Herrchen nicht eingeladen habe. Wenigstens diesen Vorteil hat das geplante Sterben, denn man kann sich auch ein paar Dinge herausnehmen, wenn das eigene Ende näher rückt.

Nein, meine Entscheidung habe ich noch nicht einmal aus praktischen Gründen getroffen, wenn ich mal so ehrlich sein darf. Der eigentliche Grund, warum ich die Kosten und Mühe auf mich nehmen will, bin ich selbst. Denn das Schlimmste, was ich mir in diesem Augenblick vorstellen kann, ist meinen letzten Tag allein zu verbringen. Und schon allein deshalb lohnt es sich, eine Schar Menschen um sich zu versammeln. So kann ich dem Gefühl der Einsamkeit entkommen, mit dem ich schon seit einigen Monaten zu kämpfen habe wie mit einem Ausschlag im Gesicht. Und okay, ich gebe es zu, es liegt auch ein klitzekleines bisschen an meinem Image. Ich möchte meinen Ruf als Langweilerin nämlich etwas aufpolieren. Nach den erbärmlichen Meilensteinen, die ich bei Doc Johansson offenbaren musste, ist mir jetzt noch klarer als zuvor, dass ich wenigstens ein phänomenales Ende hinlegen muss, wenn mein Leben schon keinen grandiosen Verlauf hatte.

»Vielleicht können Sie mir sagen, wie viel Budget für meine Anzahl an Gästen angebracht wäre?«, frage ich meine HEP.

Zwar habe ich schon recherchiert und einige Zahlen im Kopf, aber ich vertraue Melanies langjähriger Erfahrung mit Happy Ends.

»Möchten Sie denn im Restaurant feiern oder lieber in den eigenen vier Wänden?«

Da muss ich nicht lange überlegen. Ich möchte unbedingt zu Hause feiern, weil der Gedanke unerträglich ist, später allein in meine Wohnung zurückzukehren.

Sie öffnet einen schmalen schwarzen Ordner, passend zu ihrem Job, und dreht ihn so zu mir um, dass ich die tabellarischen Kalkulationen darauf lesen kann.

All-Inclusive-R.I.P.-Paket
(bis 50 Personen)

Partydekoration 800 $
Servicepersonal 900 $
DJ/Musik 1.500 $
Catering 4.000 $
Getränke 1.500 $
Fotograf 1.800 $

»Sie können summa summarum mit einem Gesamtpreis ab zehntausend Dollar rechnen, wenn Sie das Standardpaket buchen. Nach oben ist der Preis natürlich offen. Abhängig davon, wie luxuriös Sie es gerne hätten.«

Ich schlucke, versuche mein Erschrecken aber ebenfalls herunterzuschlucken.

Sie muss es mir dennoch anmerken, denn sofort fügt sie hinzu: »Natürlich geht es auch günstiger, wenn Sie von den Standards abweichen, oder Ihre Gästezahl reduzieren.«

Letzteres wird leider nicht möglich sein, denn die meisten haben schon zugesagt. Nicht etwa deshalb, weil ihnen so viel an mir liegt. Da mache ich mir gar nichts vor, immerhin mag ich die Hälfte auf meiner Gästeliste auch nicht.

»Nein, Sie wissen ja, wie das ist. Man kann nicht den einen Kollegen einladen und den anderen nicht, sonst ist man sofort der Auslöser für negativen Klatsch bei der nächsten Kaffeepause.«

Melanie quittiert meine eigentlich ernst gemeinte Aussage mit einem Lächeln.

Ich weiß, damit widerspreche ich meiner Aussage von vorhin, aber hier geht es mir nicht um vorgetäuschte Höflichkeit, sondern um kollegiale Solidarität.

Meine Kollegen haben mit 99,9-prozentiger Sicherheit zugesagt, weil sie umsonst essen und trinken können. Und natürlich, weil sie sich so die Teilnahme an der weniger erfreulichen Beerdigung sparen. Immerhin erweisen sie mir schon die letzte Ehre mit ihrer Anwesenheit auf meiner letzten Geburtstagsfeier. Beerdigungen sind ohnehin schon out. Und den Blumenstrauß für mein Grab werden sie direkt als Mitbringsel dabeihaben.

»Kränze sind längst schon out. Heutzutage bringt man die Lieblingsblumen der R.I.P.-Gastgeber mit«, teilte mir eine Floristin mit, als ich das erste Mal auf einer R.I.P.-Party eingeladen war und absolut keinen Plan davon hatte, was zu tun war. Ich hab mir von all meinen Gästen schwarze Rosen gewünscht. Nicht nur, weil sie meine Lieblingsblumen sind, sondern auch, weil sie im Augenblick den höchsten Preis haben. Direkt aus den Niederlanden importiert und für viel Geld an den US-Bürger verscheppert. Es ist nämlich gar keine Rosensaison. Tja, sollen die lieben Kollegen doch wenigstens einmal für mich tief in die Tasche greifen. Irgendwie passen die Rosen thematisch auch zum Event, denn sie sind schön und zugleich durch ihre Dornen schmerzhaft - wie das Leben.

»Hinzu käme dann noch mein Honorar«, erinnert mich Melanie mit sanfter Stimme. »Meine Gage können Sie mit 35 Prozent des Gesamtbudgets Ihrer Party berechnen. Darin ist die Beratung heute, die komplette Planung ihrer Feier sowie die Eventkoordination für einen reibungslosen Ablauf am Veranstaltungstag inklusive.« Sie schaut mich mit großen Augen an, ganz so, als warte sie auf eine Bestätigung.

Da ich keinen Grund zur Freude habe, nicke ich, ohne zu lächeln.

»Prima!« Meine HEP klappt den Ordner zu. »Im Prinzip ist der Ablauf mehr oder weniger festgelegt.« Sie nimmt einen Schluck von ihrem Cappuccino mit Hafermilch. »Es sei denn natürlich, Sie wollen von den Standards abweichen.«

Nein, das will ich auf keinen Fall. Mit einer Standardparty kann man weniger falsch machen. Außerdem kostet jedes Extra extra. Also nicke ich nur, um zu zeigen, dass ich mit allem einverstanden bin.

»Dann gehen wir mal jeden Punkt kurz durch, bevor wir auf die wichtigsten näher eingehen.«

Gesagt, getan! Melanie klärt ihre Kundin, in diesem Fall mich, darüber auf, dass ein Sektempfang mit Fingerfood ein guter Start sei. Dann ein Buffet mit vegetarisch-pescetarischem Mix als Hauptmahlzeit — damit macht man nichts falsch — und natürlich die Torte als krönenden Abschluss. Die wird allerdings extra berechnet.

Ich nicke nur und verkneife mir den Kommentar, dass ich weder Vegetarierin noch Pescetarierin bin, um Melanies Planung nicht durcheinanderzubringen. Mein letztes Steak kann ich ja auch vor der Ankunft meiner Gäste essen.

»Prima, dann können wir ja später mit dem Koch über das Buffet sprechen. Einen guten Konditor kann ich Ihnen für die Torte auch empfehlen.« Sie schaut kurz auf ihr Tablet und fährt dann fort: »Was die Dekoration anbelangt, schicke ich Ihnen noch im Laufe der Woche einige Vorschläge. Bleiben Sie bei klassischem Schwarz als Hauptfarbe?«

Ich nicke und gebe noch meine Lieblingsfarbe Blau für Akzente an, wie zum Beispiel der Tischdekoration, die aus blauen Kerzen bestehen soll. Blau steht nämlich für Ruhe, Frieden, Gelassenheit, Spiritualität, Unendlichkeit und natürlich den Himmel, wo ich bald hinkommen werde. Was könnte also besser zu diesem Anlass passen?

»Haben Sie denn schon ein Kleid oder soll ich Ihnen einige Geschäfte empfehlen?«, fragt Melanie eifrig weiter.

Das ist nicht nötig, denn ich habe mein Kleid bereits vor einigen Monaten gemeinsam mit Cloey, Sarah und Rachel ausgewählt. Immerhin wusste ich, dass meine beiden Freundinnen vor mir sterben würden. Ich habe ja schon keine Mutter oder Schwester, die ich jetzt zur Anprobe mitnehmen könnte. Nicht einmal meinen Freund Mike, dessen Überreste jetzt in den Gewässern der Malediven ruhen.

Das Partykleid für die Abschiedsfeier ist eine große Sache für die moderne Frau, muss man wissen. So wie sich junge Mädchen für ihre Sweet-Sixteen-Party in Schale werfen oder Bräute zu ihrem Hochzeitstag, so tun das auch die Vierzigjährigen zu ihrer R.I.P.-Party. Es gibt eine ganze Anzahl an Geschäften, die auf Black-Swan-Mode spezialisiert sind. Die Frauen wollen schließlich besonders gut aussehen bei ihrem allerletzten Auftritt als sterbender Schwan, und da sparen auch die wenigsten an

Geld. Wozu auch, das Geld kann man ohnehin nicht mit ins Grab nehmen.

Der Last-Day-Look besteht in seinem Ursprung in einem Mix aus Braut- und Trauerkleid. Es ist so pompös und aufwendig, wie ein Hochzeitskleid und so pechschwarz, wie sich nur eine Witwe kleiden würde. Es gibt auf Wunsch sogar einen schwarzen Schleier dazu und manche verzichten nicht einmal auf die lange Schleppe.

Ich habe mich aus praktischen Gründen gegen eine Schleppe entschieden, aber für den Schleier. Zumindest für den Anfang der Feier. Der macht sich gut auf Fotos. Auch habe ich schon einen Friseurtermin in einem angesagten Beautysalon, wo man sich auch um mein Make-up kümmern wird. Im gleichen Gebäude gibt es sogar ein Nagelstudio für Maniküre und Pediküre, sollte ich mich kurzfristig noch dafür entscheiden. Da ich aber ellbogenlange Handschuhe sowie geschlossene Pumps tragen möchte, ist das eigentlich unnötig.

»Damit hätten wir dann alle wichtigen Fragen geklärt, bis auf eine.« Melanie steckt sich eine goldblonde Locke hinter das Ohr. »Wollen Sie noch ein kleines Feuerwerk als Grand Finale? Kostenpunkt wäre 400 $ aufwärts, je nachdem, wie lange es gehen soll. Ich kenne da einen sehr guten Anbieter, der meinen Kunden einen super Rabatt anbietet.«

Darüber möchte ich erst einmal nachdenken. Rabatte gibt es überall kurz vor Torschluss. Man muss nur seinen Ausweis an der Kasse vorzeigen und wenn das Geburtsdatum dem Todesdatum nahekommt, erhält man bis zu fünfzig Prozent Rabatt auf seine Einkäufe. Das ist so üblich in der Death-Week. Dann gibt es nämlich überall die verlockenden Dead-Deals.

Ich entscheide mich kurzerhand doch schon jetzt für das Feuerwerk. Ein bisschen Licht im Dunkeln kann nicht schaden.

»Ich bräuchte dann noch eine genaue Uhrzeit von Ihnen, wann die Party starten kann und natürlich, wann sie enden soll, um die Einladungskarten zu bestellen.«

O ja, die Uhrzeit ist sehr entscheidend. Niemand von den Gästen will live dabei sein, wenn es passiert: wenn die Uhr null schlägt und das Herz des Gastgebers aufhört zu schlagen. Verständlicherweise. Also verdrücken sich alle Gäste noch vor dem eigentlichen Ende, das das Happy End für sie zerstört. Nur

leider weiß ich nicht, wann mein Ende genau bevorsteht. Ich habe bewusst nicht nachgefragt, wann meine exakte Geburtszeit ist, um meinen letzten Tag unter den Lebenden nicht damit zu verbringen, ständig wie eine Verrückte auf die Uhr zu schauen, so wie meine Freundin Alice. Sie hat das an ihrem Vierzigsten getan und mir ging das ziemlich auf die Nerven.

»Wie spät ist es jetzt?«, wollte sie andauernd von uns wissen. Und als es dann so weit war, dass ihr nur noch fünf Minuten blieben, wurde sie so nervös, dass sie ohnmächtig geworden ist, noch bevor ihr Herz stehen blieb. Fünf war definitiv nicht ihre Glückszahl.

Nur die ungefähre Tageszeit habe ich mir daher sagen lassen, um meine Party planen zu können beziehungsweise rechtzeitig zu beenden. Denn auch ich will keine Zuschauer dabeihaben, wenn mein Körper wie ein Sack Mehl auf den Boden plumpst.

»Sie sind am späten Abend auf die Welt gekommen«, hat mir meine Ärztin vor einer Woche mitgeteilt. Es wird also mit Puffer irgendwann zwischen 21:00 Uhr und Mitternacht passieren. Somit muss die Party rechtzeitig zum Einbruch der Dunkelheit beendet werden — was um diese Jahreszeit schon um kurz vor neun Uhr der Fall ist. Sicher ist sicher.

»Benötigen Sie noch etwas für die anschließende Übergabe und den Transport?«

Ich brauche einen Moment, um zu begreifen, dass Melanie mit Übergabe meinen toten Körper und mit Transport den Bestattungswagen meint. Diese Frage kann ich getrost verneinen, denn ich habe das Bestattungsunternehmen schon darüber in Kenntnis gesetzt, dass man mich (die Worte ›meine Leiche‹ wollte ich nicht in den Mund nehmen) bei mir zu Hause auffinden wird. Der Rest wird dann hoffentlich ratzfatz gehen. Die Papiere sind bereits unterschrieben, das Geld für die Bestattung bezahlt. Wenn man die Kosten für seine Beerdigung noch zu Lebzeiten begleicht, bekommt man einen netten kleinen Rabatt. Versäumt man es, seinen Tod vorzufinanzieren und Geld für seine Bestattung zurückzulegen, so steht dem Staat das persönliche Hab und Gut zu, um die anfallenden Kosten für eine anonymisierte Gemeinschaftsbeisetzung abzudecken. Manche hinterfragen diese Herangehensweise und sind gegen Massengräber, aber ich finde sie fair. Wer kein Geld für die ordnungsmäßige Entsorgung

seiner menschlichen Überreste sparen möchte wie unsereiner, der muss eben akzeptieren, dass er keinen Anspruch auf ein »Einzelzimmer« unter der Erde hat.

Den Rabatt habe ich mir jedenfalls zu Nutze gemacht und möchte mir mit dem Ersparten vor meinem großen Finale noch eine kleine Menge Botox ins Gesicht spritzen lassen. Wenn schon bald tot, dann doch wenigstens faltenfrei. Zwar würde das manch einer als reinste Geldverschwendung bezeichnen, aber ich lege Wert darauf, einen perfekten letzten Eindruck zu hinterlassen, zumal viele der Gäste noch ein Abschiedsfoto mit mir machen werden. Das gehört dazu, auch wenn sicherlich keiner von ihnen das Foto irgendwo aufhängen wird. Im Prinzip ist es nur eine höfliche Geste, um zu zeigen, dass man sich an den Gastgeber erinnern möchte. Oftmals bleiben die Gedenkfotos aber für alle Ewigkeit auf einem Datenträger gespeichert. Trotzdem möchte ich nicht auf den Fotografen verzichten. Der gehört ohnehin zu meinem gebuchten »All-Inclusive-Paket«. Eine Nachbearbeitung mit Glatter-Haut-Filter kann ich im Anschluss schließlich selbst nicht mehr vornehmen. Außerdem kann ich so verhindern, dass meine Gäste hässliche Selfies mit mir machen und sie dann eventuell irgendwo posten und damit meinen Ruf als schöne Tote ruinieren.

»Tja, das wäre es dann erst einmal meinerseits«, verkündet Melanie. »Sie können Ihre Death-Week jetzt in aller Ruhe genießen. Den Partystress übernehme ich für Sie.« Meine HEP zwinkert mir zu, so als würde sie mir gerade einen Freundschaftsdienst erweisen, nur dass wir keine Freundinnen sind und ich sie für ihren Dienst bezahle.

»Klingt super! Heißt ja nicht umsonst Rest-In-Peace-Party«, sage ich und versuche mich auch an einem Augenzwinkern.

Wenn ich mich aber an meine Listen erinnere, die zu Hause ungeduldig auf mich warten, ist von Ruhe weit und breit nichts zu spüren.

Kaum aus der Tür raus, klingelt auch schon mein Handy. Es ist Melanie, wer sonst?

»Wir haben völlig vergessen, über Ihr Best-Of-Video zu sprechen. Kümmert sich schon irgendwer darum oder soll ich einen Profi damit beauftragen?«

Es gibt leider niemanden, der sich die Mühe machen wird, einen Zusammenschnitt meines Lebens aus Fotos und Videos der letzten vierzig Jahre zu erstellen. KI-generierte Zusammenschnitte aus den sozialen Medien sind nicht dasselbe. Aber einen Fremden dafür zu bezahlen, in meinen Familienalben herumzuwühlen, will ich auch nicht. Außerdem weiß ich aus eigener Erfahrung, dass es keine Sau interessiert, wie süß ich als Baby war oder wie pickelig als Teenager. Ich lehne dankend ab. Auf meiner Party werde ich niemanden mit einer persönlichen Bildershow langweilen. Meine Party soll unvergesslich werden — so wie ich danach. Dafür muss ich die langweilige Chanell aber vor meinem R.I.P.-Day begraben. Vielleicht kann ich dann doch noch von der Raupe zum Schmetterling werden.



Ein Abschied ohne Abschied

»Taxi!«, rufe ich mit erhobenem Arm, damit man mich unter der Masse an Fußgängern am Straßenrand erkennt.

»Wohin geht's?« Der Fahrer dreht sich nicht einmal zu mir um. Besser so. Ich bin ohnehin nicht in Stimmung für Smalltalk.

»Nach Glendale.«

Er wirft im Rückspiegel einen kurzen Blick auf mich und fährt ohne ein weiteres Wort los. So ist das in diesem Alter. Manchmal scheint es mir sogar, als wäre ich — weil ich schon fast tot bin — für die Welt unsichtbar.

Die Lage auf den Straßen von Los Angeles ist ruhig. Um diese Uhrzeit ist kaum mit Berufsverkehr zu rechnen. Perfekt! Ich habe jetzt keinen Nerv dafür, im Stau stecken zu bleiben. Und vor allem will ich die kostbare Zeit meiner letzten Tage nicht mit einem fremden Mann in einem fremden Wagen verbringen.

Mein Auto habe ich letzten Monat verkauft, direkt nach meinem letzten Arbeitstag. Ich hatte mir extra zwanzig Urlaubstage freigehalten. Die meisten tun das. Eigentlich war der Plan für die freigestellte Zeit, alle meine noch offenen Erledigungen abzuschließen, um sorgenfrei in meine letzte Woche zu gehen. Aber Prämortal ist mir in die Quere gekommen — wieder einmal. Also habe ich die freien Tage unter anderem damit verbracht, mir sechs neue Serien samt allen Folgen und Staffeln anzuschauen, und anschließend mein Spiegelbild für meine völlige Inkompetenz verbal fertigzumachen. Und wenn ich nicht vor dem TV saß, war ich bei Rachel oder mit Rachel unterwegs, sofern es ihr Terminkalender zugelassen hat. Natürlich habe ich auch meinem

Patenkind einmal pro Woche einen Besuch abgestattet, um mich nach seinem Wohlbefinden zu erkundigen. Und zweimal habe ich sogar den Hund meines Nachbarn Gassi geführt. Meine To-do-Listen habe ich dafür gekonnt ignoriert. Darin bin ich ziemlich gut. Andere erledigen ihre Aufgaben hingegen in den Monaten zuvor, und können ihre verbliebenen Urlaubstage für die schönen Dinge des Lebens nutzen. Meine Freundin Sarah war so ein Beispiel. Sie hat keine einzige Aufgabe mit nach Vegas genommen, und konnte ihre letzte Woche daher in vollen Zügen genießen. Bei mir sieht das leider anders aus, denn ich habe all meine Verpflichtungen so lange vor mir hergeschoben, bis sie meine Liste gesprengt haben.

Für die Death-Week wird man automatisch freigestellt beziehungsweise förmlich entlassen, wenn man es versäumt, fristgerecht zu kündigen. Ich habe rechtzeitig gekündigt und daher auch ein nettes Arbeitszeugnis für meine vielen Treuejahre in unserem Unternehmen erhalten. Nur was mir das jetzt noch bringen soll, weiß ich nicht so recht. Ich könnte es aber eigentlich auf meinen Social–Media–Accounts posten, fällt mir gerade so ein. Hashtag: Berufsleben_adieu. Ohne Job brauche ich jedenfalls kein Auto, mehr Geld hingegen schadet nie. Meine R.I.P.-Party wird laut Melanies Kalkulationen eine teure Angelegenheit. Das Geld, das ich für das Fahrzeug erhalten habe, habe ich bereits vorgestern auf das Konto von Cloeys Sohn überwiesen, das ich nach dem Tod meiner Freundin für ihn eingerichtet habe. So konnte ich eine Aufgabe getrost schon von meiner To-do-Liste der »Erledigungen-bevor-ich-sterbe« streichen. Jess wird zwar erst an seinem achtzehnten Geburtstag Anspruch darauf haben, aber mir ist diese Option lieber, als das Geld von einem Notar verwalten zu lassen, der ohne mein Beisein mein Testament verliest. Leider war Cloey nie besonders sparsam in ihrem Leben. Sie hat alles Geld ausgegeben, das ihr in die Finger kam.

»Man lebt nur einmal«, war ihre Devise. Und wenn Sarah, Alice oder ich ihr sagten, dass sie doch auch an die Zukunft denken sollte, hieß es dann: »Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen.« Erst als Jess auf die Welt kam, begriff sie, dass es doch sinnvoll gewesen wäre, frühzeitig mit dem Sparen zu beginnen. Sie ist die Einzige aus meinem Freundeskreis, die sich für ein Kind entschieden hat. Dank ihr bin ich

stolze Tante geworden. Der kleine Jess liegt mir sehr am Herzen, wobei er so klein gar nicht mehr ist. Ich fühle mich für ihn verantwortlich, zumal sein Vater Leine gezogen hat, als er von der Schwangerschaft erfuhr.

Ich öffne die Notiz-App auf dem Handy, um noch einmal einen Blick auf meine Erledigungen für heute zu werfen. Am Nachmittag werden einige Leute vorbeikommen, die sich meine Möbel anschauen wollen. Wenn sie ihnen gefallen, werden sie das Geld für die Möbelstücke jetzt schon bezahlen, sie jedoch erst nach meinem Tod nach Hause geliefert bekommen oder selbst abholen. Schließlich brauche ich sie noch ein paar Tage. Mit dem Geld, das ich aus den Verkäufen erhalte, werde ich dann einige Spenden tätigen, um ein reines Gewissen zu haben.

Was steht denn bis dahin noch auf dem Tagesplan? Nichts! Nichts? Wie kann das denn sein? Ach so, ich hatte für das Treffen mit meiner HEP viel mehr Zeit eingeplant. Tja, dann kann ich noch einen spontanen Besuch bei meiner Cousine dazwischenschieben. Die liegt, wie bereits erwähnt, in der Klinik, weshalb sie zu meinem großen Bedauern auch nicht zu meiner R.I.P.-Party erscheinen kann. In der Notaufnahme war bei ihrer Einlieferung so viel los, dass sie erst spät operiert wurde, weshalb ihr Blinddarm noch vor der Operation geplatzt ist. Jetzt hängt sie aufgrund der Komplikationen für mindestens eine Woche dort fest. Das Timing ist wirklich mies, denn es wird mich bei ihrer Entlassung mit hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit nicht mehr geben. Daher werde ich ihr selbst einen Abschiedsbesuch abstatten. Der steht eh ganz oben auf meiner Liste.

»Ich hab's mir anders überlegt«, sage ich dem Fahrer und gebe ihm die Adresse der Klinik.

Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen, erinnere ich mich an Cloeys Worte, die jetzt noch mehr Bedeutung haben, da es für mich bald kein Morgen geben wird.

»Chichi, du siehst ja richtig gut aus!«

Rachel will mich sicherlich aufmuntern, denn sie weiß, dass es mein letzter Tag vor der Death-Week ist.

Ich nehme mir einen Stuhl und setze mich neben ihr Bett. Dann sehe ich sie an und schüttle den Kopf.

»Nein ehrlich!«, beteuert sie. »Hast du irgendwas machen lassen?«

»Nö, aber ich habe schon einen Botox-Termin für Freitag. Du weißt schon, faltenfrei ist das beste Goodbye.«

»Wo hast du denn bitte Falten? Aber ich kann dich verstehen. Würde zu meinem Vierzigsten auch an nichts sparen.« Bei diesen Worten füllen sich ihre Augen schlagartig mit Tränen.

»Nicht weinen, Sweetie, ich bin ja noch gar nicht tot«, versuche ich meine Cousine zu trösten.

Die wischt sich mit dem Handrücken eine Träne weg und nickt. »Sorry, wollte mich eigentlich zusammenreißen.«

Ich schaue mich im Patientenzimmer um. Außer uns befinden sich noch drei weitere Patientinnen im Zimmer sowie ein Besucher. So habe ich mir den Abschied von meiner einzig wichtigen, noch lebenden Bezugsperson nicht vorgestellt. Ich versuche, die anderen um uns herum auszublenden.

»Schade, dass du meine Party verpasst.« Jetzt kommen mir auch die Tränen, doch ich versuche sie wegzublinzeln.

»Ich hab's noch immer nicht verdaut, dass unsere Reise wegen meinem beschissenen Blinddarm ins Wasser fällt.« Sie ballt die Hände wütend zur Faust. »Dieses unnütze Organ hat uns alles versaut! Und jetzt kann ich noch nicht einmal bei deiner Feier dabei sein.«

»Wir können ja einen Videocall machen, dann zeig ich dir meine schicke Deko«, sage ich schnell zum Trost, aber auch um selbst zu verdrängen, was für ein Pechvogel ich bin. »Ich werde ganz viele schwarze Rosen haben und nur einige Akzente in Himmelblau. Aber sonst halte ich alles klassisch schwarz.«

Rachel mustert mich einige Sekunden stumm. »Du wirst bestimmt ein wunderschöner sterbender Schwan sein, Chichi.«

Mist! Jetzt kommen uns beiden die Tränen.

»Das will ich doch hoffen«, scherze ich, um die Stimmung aufzulockern. »Ich hab ja nicht umsonst so viel Geld für mein Trauerkleid bezahlt.«

Rachel wirft einen kurzen Blick auf die anderen im Raum, die sich leise unterhalten. Dann nimmt sie meine Hand und drückt sie fest. »Ist es so schlimm wie ich denke?«, fragt sie fast flüsternd.

Ich überlege, wie ehrlich ich die Frage beantworten soll. »Es ist noch viel schlimmer. Aber du hast ja noch sechs Jahre, mein Schatz, also denk jetzt nicht darüber nach.«

Rachel fällt mir um den Hals, so gut sie es eben vom Krankenbett aus tun kann. Und diesmal hält sie ihre Tränen nicht zurück. Sie schluchzt laut und bitter. Ich kann mich hingegen beherrschen. Nein, ich muss es sogar, um es meiner Cousine nicht noch schwieriger zu machen.

»Du wirst mir so furchtbar fehlen, Chichi.«

»Und du mir erst. Aber ich freu mich schon drauf, bald mit der Family vereint zu sein.« Mit erhobenem Zeigefinger, den ich symbolisch zum Himmel strecke, füge ich hinzu: »In sechs Jahren sehen wir uns dann im Paradies wieder und lassen die Sau raus.« Ich setze ein Lächeln auf.

Tatsächlich glaube ich weder an das Paradies noch eine andere Art von Leben nach dem Tod. Aber das muss Rachel ja nicht wissen.

Meine Worte trösten sie, was auch mich ein wenig tröstet.

»Weißt du, woran ich mich immer erinnern werde?«, fragt sie. Rachel wartet gar nicht erst ab, bis eine Antwort von mir kommt. »Wie wir in den Sommerferien an meinem achtzehnten Geburtstag ‘nen Wagen gemietet und für ‘ne Woche bis nach San Diego gecruist sind.«

Ich denke auch gerne an diesen spontanen Roadtrip zurück. Ich war damals noch knackige vierundzwanzig und dachte, die Welt gehöre mir. Diese Erinnerung stimmt mich schlagartig traurig. Mist! Dabei ist es doch eine schöne Erinnerung. Aber jetzt, wo alles zur Erinnerung wird, selbst ich, ist schön nun mal relativ.

»Wie schnell die Jahre verfliegen«, murmle ich.

Sie nickt. »Wenn wir bloß wieder so jung sein könnten.«

Eine Weile schweigen wir einvernehmlich, während wir aus dem Fenster auf die bewölkte Stadt starren. Wie schön wäre es doch, wenn wir noch so einen verrückten Roadtrip machen könnten. Nur sie und ich auf unserer letzten Entdeckungsreise. Das wäre ein Ende in meinem Sinne. Aber das Leben berücksichtigt individuelle Wünsche nur sporadisch, wo es doch so viele Milliarden Menschen mit Milliarden Wünschen gibt, die oftmals miteinander unvereinbar sind. Einzelschicksale müssen schließlich in das große Ganze passen.

»Du kannst zu mir kommen, das weißt du doch, oder?«, höre ich sie sagen. Ich brauche einen Moment, um zu begreifen, dass Rachel von meinem Todestag spricht.

»Wir machen es wie damals: liegen Arm in Arm nebeneinander und quatschen die ganze Zeit über alles und nichts.« Bei dem Wort »liegen«, klopft sie auf das unbequeme Krankenbett unter sich, als sei dieser Vorschlag sehr verlockend.

So gut sich das auch trotz der ungemütlichen Umgebung hier in meinen Ohren anhört, aber das kann und will ich meiner Cousine nicht antun. Ich erinnere mich noch gut an Moms Tod. Den Moment, als ich begriff, dass sie nicht mehr atmete, habe ich bis zum heutigen Tag vor Augen. Einen liebsten Menschen so nah bei dir zu haben und doch so fern, ist eine Qual. Diese Erfahrung kann ich Rachel nicht zumuten, nur um mein egoistisches Bedürfnis zu stillen, friedlich in den Armen einer geliebten Person einzuschlafen. »So lieb ich dich auch hab, Sweetie, ich kann dir das nicht antun. Außerdem will ich meine letzten Stunden nicht in einem Krankenzimmer verbringen. Einen Vorteil muss es ja haben, dass wir nicht mehr krank sterben.«

Rachel lacht und ich lache mit, obwohl ich eigentlich losheulen will.

Um kurz vor drei stehe ich schließlich auf, um zu gehen. Nicht, weil ich es will. Rachel ist der letzte Mensch in meinem Leben, der mir noch wirklich etwas bedeutet, aber die Besuchszeit ist schon seit fünfzehn Minuten vorbei. Da hilft auch keine Death-Week als Ausrede für eine Gnadenfrist.

Ich drücke meine Cousine fest an mich. Ich fühle ihren Herzschlag an meiner Brust und höre die Bombe in mir wieder ticken. Eigentlich bin ich mit der Absicht hierhergekommen, Rachel heute schon persönlich Lebewohl zu sagen. Aber das bringe ich nicht übers Herz. Heute nicht. Ich will meinen Lieblingsmenschen unbedingt noch einmal live sehen, bevor ich für immer von dieser Welt verschwinde.

»Heb dir deine Tränen für das nächste Mal auf, Cousinchen! Ich komme wieder. Versprochen!«

Mit diesen Worten verlasse ich die Klinik, um in mein einsames Single-Dasein zurückzukehren.

Wann habe ich eigentlich aufgehört, glücklich zu sein?

Über diese Frage denke ich während der ganzen Taxifahrt nach Hause nach. Eine Antwort finde ich jedoch nicht.



Todsichere Geschäfte

Den restlichen Nachmittag verbringe ich damit, Besucher zu empfangen, die stündlich vorbeischauen, um meine Möbelstücke und verbliebenen Wertgegenstände zu begutachten. Die gibt es nämlich nur heute zu Schnäppchenpreisen. Meine eigenen ›Dead-Deals‹, wie die Rabatte von uns Vierzigjährigen in spe auch heißen, habe ich über ›FinanceMyGrave‹ online gestellt. Das ist die beliebteste Plattform für Dead-Deals und noch dazu leicht zu bedienen.

Um die Anonymität zu wahren, bekommen die Profile der Accounts einen Totenkopf als Avatar. Beziehungsweise wird über die hochgeladenen Fotos ein Gesichtsfilter gelegt, der eine schrille Totenkopfmaske im Stile der mexikanischen ›Dia de los Muertos‹ darstellt. Wer sich auch immer diesen Werbegag ausgedacht hat, muss einen makabren Humor besitzen.

Mein Profilbild hat einen roten Rosenkranz um den Totenkopf, was meinen Geschmack zumindest halbwegs trifft.

»Was kostet es denn, wenn wir drei Sachen auswählen?«, will der schlaksige alte Mann wissen, der gerade die Dekorationen begutachtet, die ich zur Ansicht rausgestellt habe. Alt ist er übrigens nur in Anbetracht des aktuellen Sterbealters. Ich schätze ihn auf Anfang dreißig.

»Na, genauso viel, wie wenn Sie eine auswählen.«

»Wie, es gibt keinen Rabatt für drei? Es gibt doch immer einen Rabatt für drei Sachen.«

»Bei mir nicht!«, sage ich voller Überzeugung. Das grenzt ja schon an Unverschämtheit. Da biete ich neuwertige Ware zu

Dead-Deals an und dieser Kerl will noch einen Rabatt auf den Rabatt. Manche Menschen haben wirklich keine Schamgrenze.

»Was machen Sie denn mit den Sachen, wenn wir die nicht holen? Also, wenn es keine anderen Interessenten gibt?« Er wartet erst gar keine Antwort ab. »Ist doch besser, wir kaufen sie, als dass Sie die gar nicht verkauft kriegen.«

Wirklich unverschämt! Jetzt versucht er sogar, mir ins Gewissen zu reden.

»Ich meine, Sie können die Vasen ja nicht mit ins Grab nehmen so wie die Pharaonen von früher.« Er lacht. Als Einziger. Selbst seine Freundin findet diesen Witz nicht komisch, was sie dadurch zu verstehen gibt, dass sie ihn in die Seite zwickt.

Ich verschränke die Arme. »Ich kann sie ja mit mir zusammen einäschern lassen. Immer noch besser, als sie für paar Cent an einen Geizhals zu verschachern, der Todgeweihte ausbeutet.«

Mit diesem Spruch überrasche ich vor allem mich selbst. Mein bevorstehender Tod hat mich urplötzlich schlagfertig gemacht. Warum habe ich diese Fähigkeit in mir nur nicht früher schon genutzt? Vermutlich deshalb, weil ich mich jetzt nicht mehr so sehr mit den Konsequenzen befassen muss. Jedenfalls ist die Konsequenz dieser Aussage, dass meine Kundschaft das Weite sucht.

Egal! Auf die paar Dollar mehr oder weniger kommt es jetzt auch nicht mehr an. Mein Stolz ist mir mehr wert als der Kram, den ich hier in meinem Wohnzimmer zusammengetragen habe. Zwar könnte ich im Notfall noch auf dem Last-Chance-Flohmarkt mein Glück versuchen, der eigens für uns Vierzigjährige eingerichtet wurde, um noch unseren letzten Plunder loszuwerden, aber vermutlich ist die Kundschaft dort voller gnadenloser Schnäppchenjäger. Außerdem muss ich mich beim besten Willen nicht die letzten Tage meines Lebens mit einem Haufen anderer frustrierter Vierzigjähriger in spe auf einem Flohmarkt abgeben. So verzweifelt brauche ich das Geld nun auch nicht. Mein Grab habe ich ja schon längst vorfinanziert. Glücklicherweise muss ich nicht in die Rentenkasse einzahlen, sondern in die Sterbekasse. Vorbei sind die Zeiten, als noch andere die Kosten für die eigene Beerdigung übernommen haben.

Ich habe mich für die kostengünstige Alternative entschieden und beschlossen, meine Asche in einer selbstauflösenden

Holzurne im nächstgelegenen Friedwald begraben zu lassen. So habe ich an den Kosten gespart, die ich auf mein Sterbekonto hätte einzahlen müssen, wenn meine Urne länger als ein Jahr unter der Erde hätte liegen sollen. Bei der hohen Anzahl der Weltbevölkerung sind die Plätze für Urnen und Särge knapp.

Ich habe mir bereits vor zwei Jahren einen hübschen Baum ausgesucht, unter dem ich hoffentlich bald umweltfreundlich meinen Frieden finden werde. Als vermutlich hundertste Tote, mit noch weiteren hundert Toten im selben Baum. Aber wen juckt das schon? Denn wer braucht ein eigenes Grab, wenn es eh keine Menschen mehr gibt, die es aufsuchen werden? Außerdem werde ich schon bald eins mit der Natur sein. *Aus der Erde wurdest du erschaffen und zu Erde sollst du wieder werden.* So oder so ähnlich heißt der Spruch des Unternehmens, der den Wald gekauft hat und nun für Bestattungen zur Verfügung stellt. Was für eine schlaue Businessidee. Bestatterin hätte ich werden sollen, wenn schon nicht Psychologin. Dann wäre ich jetzt vermutlich steinreich und könnte tatsächlich meine Wertsachen in einem Sarg mit mir ins Jenseits nehmen.



Tea Time – Me Time

Hundemüde werfe ich mich auf die Couch. Meine Wohnung ist jetzt ganz schön leer geworden. Die meisten meiner Dekorationen konnte ich zum Glück verkaufen. Die Vase, auf die es der Geizhals abgesehen hatte, steht aber nach wie vor auf ihrem Platz und starrt mich an. Ich starre zurück. Vielleicht hätte ich mich doch auf den Deal einlassen sollen. Jetzt muss ich mir überlegen, an wen ich sie verschenken kann. Vasen sind bei den meisten aber nicht so beliebt, da sie zu viel Staub einfangen. Und diese Vase hier kann aufgrund ihrer abstrakten Form nicht einmal als Behälter für Blumen, Obst oder dergleichen verwendet werden.

Ich überlege, was ich jetzt noch tun könnte. Es ist zu früh zum Schlafen, außerdem ist es der letzte Abend vor meiner Death-Week. Den möchte ich sinnvoll nutzen. Ein heißes Bad vielleicht? Nein, zu langweilig. Eine neue Serie? Drei Folgen am Stück könnte ich noch schaffen. Nein, auch danach ist mir nicht. Ein frisch gebackenes Bananenbrot? Nein, dafür bin ich zu faul. Ein Telefonat? Nein, Rachel habe ich heute ja schon persönlich gesprochen, und jemand anderes fällt mir nicht ein. Ich greife trotzdem nach meinem Handy und scrolle durch meine Kontakte von A bis Z. Mein Telefonbuch gleicht einem Friedhof. Viele der Namen, die dort stehen, sind schon Geschichte. Aber ich bringe es nicht übers Herz, die Nummern zu löschen. Solange sie noch in meinem Smartphone gespeichert sind, habe ich das Gefühl, als könnte ich die Leute noch anrufen.

Ich springe von meinem Platz auf, denn ich weiß, wonach mir jetzt ist. Ich möchte in die Vergangenheit eintauchen. Die

beendeten Geschichten noch einmal zum Leben erwecken, indem ich in die Zeit zurückkehre, die längst hinter mir liegt. Die Zeit, als ich noch glücklich war.

Das Praktische ist, dass fast all meine Erinnerungen in der Cloud gespeichert sind. Also alle, die ich damals aufgenommen und abgespeichert habe. Das sind ganz schön viele Momentaufnahmen in Form von Fotoserien und Videoschnipseln. So ist das, wenn man sein Handy immer griffbereit hat. Das meiste Material ist aus der Zeit nach dem Heim und vor dem Studium zusammengekommen. Ich habe gefühlt alles fotografiert, als ich endlich ein eigenes Handy besaß. Im Heim war uns der Besitz eines Handys verboten, wobei ich annehme, dass es aus Kostengründen so war. Bei der hohen Anzahl an Kindern wären es ganz schön viele Handys geworden.

Um die Bilder und Videos nicht auf dem Laptop betrachten zu müssen, verbinde ich meinen TV mit der Cloud. Mit einer Tasse Schwarztee und Haselnusskeksen mache ich es mir in Liegeposition auf dem Sofa bequem.

Die ältesten Aufnahmen sind von und mit meinen Eltern. Dreiunddreißig Jahre ist es her, dass ich sie live gesehen habe. Dennoch macht sich ein wohlig warmes Gefühl in mir breit, als ich ihre Gesichter nun auf diesen Aufnahmen vor mir sehe. Sie wirken glücklich mit mir im Arm. Und das, obwohl ich gerade schreie wie am Spieß. Jetzt wünschte ich mir, ich könnte sie noch einmal in die Arme nehmen und ihre Stimmen, die aus dem Fernseher erklingen, leibhaftig hören.

»Bist du müde, Mausi?«, fragt mich meine Mutter, während sie mich hin- und herwiegt, um mich zu beruhigen.

Mein Vater streichelt meinen Kopf. »Ab in die Heia! Morgen ist dein großer Tag. Mommy und Daddy müssen noch alles vorbereiten.« Er geht zur Kamera, um sie auszuschalten. »Viele Geburtstage bleiben uns ja nicht mehr«, sagt er jetzt aus dem Off.

Meine Mutter verdreht die Augen. »Sei doch nicht immer so pessimistisch, Liebling! Wir haben noch sechs Jahre zusammen.« Dann wird das Bild schwarz.

Plötzlich wird mir bewusst, dass meine Eltern hier viel jünger sind als ich. Irgendwie komisch, aber auch schön.

Auf meinen ersten Jugendfotos sind auch meine beiden Besties mit drauf. Cloey und ich sind gemeinsam im Heim aufgewachsen.

Sarah hat sich uns in der Elementary School angeschlossen. Schon damals waren wir ein unzertrennliches Dreiergespann. Alice kam erst in der Theatergruppe auf dem College dazu. Und Mike machte unsere Clique nach einer spontanen After-Work-Party im angesagtesten Club der Stadt vollständig.

Ich muss lachen, als die Aufnahmen von unseren wilden Partynächten auftauchen. Mann, sahen wir heiß aus, aber auch ziemlich durchgeknallt und angetrunken.

Es folgen Fotos von Rachel als kleiner Zwerg an meiner Seite. Sie war so ein süßer Fratz. Wie oft ich ihre Babysitterin war, immer wenn mein Onkel Fred länger arbeiten musste … Rachels Mom war drei Jahre älter als er. Ich kannte ihn daher fast nur alleinerziehend. Mit Rach konnte ich jeden Blödsinn anstellen. Sie war stets für jede Schandtat offen — meine Partnerin in Crime. Als Onkel Fred starb, nahmen ihre kinderlose Tante mütterlicherseits und deren Mann sie bei sich auf. Rachel war ein echter Glückspilz in der Hinsicht, weil sie in ihrer eigenen Familie groß wurde, noch dazu mit einem eigenen Zimmer. Ich habe mir meins mit Cloey und sechs anderen Kindern geteilt.

Auch meine Tante Roswitha wurde bei ihren Besuchen hier in LA auf Bildern verewigt. Natürlich immer in ausgefallenen Posen und mit den trendigsten Klamotten. Mit ihr waren die Wochenenden besonders cool, weil sie gerne Geld ausgab und mich überallhin mitnahm, wo Kinder eigentlich nicht anwesend sein durften. Damit versuchte sie vermutlich, ihr schlechtes Gewissen reinzuwaschen, da sie mich nach dem Tod meiner Eltern nicht in ihre Obhut genommen hat, weil sie ihrer Karriere nachgehen wollte. Auf jedem Foto sieht sie so perfekt aus wie ihre perfekt gestylten Models auf dem Laufsteg.

Ich switche zurück zu den älteren Fotos, weil ich das Bedürfnis habe, wieder Kind und bei meinen Eltern zu sein. Sie waren so ein schönes Paar und bis zum Schluss füreinander da. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie wir gemeinsam nach dem letzten Mittagessen mit Dad im Wohnzimmer saßen, die Hände hielten und auf die Wanduhr schauten. Meine Mutter hatte das Lieblingsessen meines Vaters zubereitet: Rindergulasch mit Rotkohl und Kartoffeln. Mein Vater wollte keine große R.I.P.-Party. Er wollte nur uns beide um sich haben, sonst niemanden. Meine Mutter war sehr stark, als er von uns ging. Wahrscheinlich

meinetwegen. Als dann ihre Zeit gekommen war, hat sie mich gefragt, wie ich den letzten Tag mit ihr verbringen möchte. Ich wollte einfach nur in ihren Armen liegen. Das habe ich dann auch getan. Wir sind gemeinsam eingeschlafen, nur ist sie nicht mehr aufgewacht. Tante Roswitha war an dem Abend auch da, um mich wegzubringen, bevor der Bestattungswagen kam. So ist das heutzutage. Der Tod vor aller Augen ist völlig normal geworden, sodass selbst die Kinder dabei sind.

Bei Mom habe ich noch mehr geweint als bei Dad. Nicht, weil ich sie mehr geliebt habe, sondern weil mir in dem Moment klar wurde, dass ich nun Vollwaise bin. Auf diesem Foto hier in XXL-Größe sind die beiden aber so lebendig wie eh und je. Gesegnet sei die Technik, die es mir wenigstens auf diesem Weg ermöglicht, meine Liebsten um mich zu haben. Wie traumhaft wäre es doch, wenn es das Paradies wirklich gäbe und wir bald alle wieder vereint wären. Wir würden dann eine gigantische Wiedersehensparty zu meinen Ehren als Neuankömmling im Himmelreich schmeißen. Alle würden kommen: Mom, Dad, Onkel Fred, Tante Roswitha, meine Clique, vielleicht sogar meine Großeltern, die ich nie persönlich kennenlernen durfte. Es wäre einfach mega! Nur leider ist es mir unmöglich, an einen Himmel zu glauben. Es klingt wie ein altmodisches Märchen in meinen Ohren. Ein Märchen, in dem der Weihnachtsmann und der Osterhase vorkommen. Beim besten Willen, ich bin einfach zu alt dafür. R.I.P. Santa Claus und R.I.P. Easter Bunny. Das wahre Leben ist nun einmal keine Serie mit mehreren Folgen und immer neuen Staffeln, wenn sie gut läuft. Sie ist ein abgedrehter Film mit einem Anfang und einem klaren Ende: Dauer 350 400 Stunden. Klingt erstmal viel, aber wenn man es in 14 600 Tage, 2085 Wochen oder etwa 480 Monate runterrechnet, ist es doch ziemlich überschaubar.

Mein Film geht noch ganze 168 Stunden. Ein nächster Teil ist nicht in Planung, so viel steht fest. Was jedoch nicht feststeht, ist das geplante Happy End. Aus nun fast vierzig Jahren Lebenserfahrung weiß ich nämlich, dass Pläne es so an sich haben, zu scheitern.


NOCH
7
TAGE
SO MO DI MI DO FR SA